

**Rede der Vorsitzenden des Vereins
Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken**

Prof. Antonia Grunenberg

Meine Damen und Herren,
liebe Freunde von Nah und Fern !

Heute wird der Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken zum vierten Mal vergeben. Dazu heiÙe ich die diesjähri-gen Preisträger Frau Antje Vollmer und Herrn Claude Lefort willkommen. Bei Ihnen Herr Bürgermeister, lieber Henning Scherf, möchten wir uns herzlich bedanken, daß Sie es sich nicht nehmen lieÙen, den Preis auch dieses Mal zu überreichen, wohlwissend, daß sie morgen früh zu nachtschlafender Zeit in den Zug nach Bonn steigen müssen. Ganz besonders möchte ich den tschechischen Dichter und Botschafter seines Landes in Österreich, Herrn Jiri GruÙa willkommen heißen und Herrn Dick Howard aus New York – die beiden halten anschließend die Laudationes auf die Preisträger. Last but not least heiÙe ich Ralf Füchs von der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin willkommen, der Ihnen ja als ehemaliger Senator in Bremen wohlbekannt ist.

Meine Damen und Herren, in und mit seinen vier Vergaben ist der Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken gewachsen und hat ein gewisses Eigenleben entfaltet. Lassen Sie mich deshalb eingangs ein paar Worte zur Geschichte und Gestalt des Preises sagen. Als der Preis zum ersten Mal vergeben wurde, entschied sich die internationale Jury für die Ungarin Agnes Heller, die für ihr Lebenswerk und ihr öffentliches Wirken als politisches Philosophin ausgezeichnet wurde. Mit dem Historiker Francois Furet wurde als zweiter Preisträger ein Franzose ausgewählt, der für seine Forschungen zur Französischen Revolution und zum Totalitarismus und nicht zuletzt für seine öffentlichen Beiträge zum politischen Denken ausgezeichnet wurde. Letztes Jahr nun wurden mit Freimud Duve und Joachim Gauck zwei Deutsche geehrt, die ihrer Sorge um die Neustiftung und die Regeneration der Demokratie öffentlich und mutig Ausdruck verleihen. Bei diesen Preisvergaben schwang der Gedanke mit, daß der Preis ein europäischer Preis und kein nur deutscher ist, obgleich er natürlich auch für Deutsche gedacht ist. Er wird im Vorgriff auf ein Europa vergeben, dessen politische Konturen nur vage - vorerst - zu erkennen sind. Gleichzeitig bezieht der Preis aber auch, und dies ist in den bisherigen Preisvergaben nur indirekt aufgeschie-nen, die amerikanische demokratische Tradition mit ein; Hannah Arendt hat sich dieser Tradition verpflichtet gefühlt, ihr Denken, Schreiben und Reden nach 1945 war daraufhin gedacht, dem europäischen politischen Denken den Horizont einer starken republikanischen Verortung der Demokratie aufzuzeigen.

Inzwischen wissen wir, daß die Bedrohung durch totalitäre Bewegungen und Ordnungen nicht die einzige Gefahr für Demokratien darstellt, sondern daß es auch eine immer wieder auftretende Tendenz zur Selbstschwächung innerhalb der Demokratien gibt, die in friedlichen Formen erscheint, gleichwohl aber bedrohlich werden kann. Die öffentliche Sorge um die Selbsterneuerungsfähigkeit der Demokratie ist also ein weiteres deutliches Kriterium, nach dem die Preisträger ausgesucht werden. Diese Sorge kann sich in der intellektuellen Analyse ebenso zeigen wie im öffentlichen Auftreten. So wird der Preis nicht nur an Philosophen oder Historiker vergeben, die ihn für ihr besonderes akademisches Werk und Wirken erhalten, sondern er geht auch an Persönlichkeiten des öffentlichen Redens und Handelns. Das öffentliche politische Handeln, die Fähigkeit neue Möglichkeiten des Denkens und Handelns im Arendtschen Sinne sichtbar zu machen; dies gilt uns auch als der Ehrung wert.

Meine Damen und Herren, Sie merken vielleicht, der Preis möchte das scheinbar Unvereinbare zusammenbringen. Er will den akademischen Diskurs mit dem öffentlichen zusammenbringen, in dem er auf ein mögliches Verbindendes zwischen beiden hinweist. Er bringt Persönlichkeiten und Denkvermögen zusammen, die im sogenannten „normalen Leben“ selten zusammenkommen, weil sie sich in unterschiedlichen Kreisen, Parteien und Handlungsbereichen bewegen. Er möchte ein Denken ermutigen, das sich nicht mit der Beschreibung des Gegenwärtigen oder Vergangenen zufrieden gibt oder, in Form von Zukunftsvoraussagen, die gegenwärtige Lage extrapoliert, sondern das Neue sichtbar macht, die neuen Möglichkeiten des Handelns auch im Gegenwärtigen erkennt und erprobt. Vor diesem Hintergrund mag die gleichzeitige Verleihung des Hannah-Arendt-Preises für politisches Denken 1998 an den französischen Denker Claude Lefort und die deutsche Politikerin Antje Vollmer vielleicht weniger fremd wirken, als sie auf den ersten Blick erscheint. Und wir haben heute Nachmittag bei unserer Tagung ja schon Gelegenheit gehabt auch zu merken und sichtbar werden zu lassen, wieviel Gemeinsamkeiten in dem Bemühen um die Reformulierung des Politischen in der Demokratie in beiden vorhanden ist.

Bei der Entscheidung der Jury spielte eine maßgebliche Rolle, daß sowohl die öffentlich-politischen als auch die theoretischen Beiträge Antje Vollmers und Claude Leforts auf ein politisches Verstehen zielen, daß Demokratie nicht auf eine rein prozedurale Verarbeitung von Interessenkonflikten reduziert. Beide widerstehen der Versuchung dem Politischen eine moralische, wertorientierte oder positiv konsensuelle Begründbarkeit zuzuschreiben. In den verschiedenen öffentlichen Beiträgen Antje Vollmers und Claude Leforts spielen die geschichtlichen Erfahrungen und Brüche dieses Jahrhunderts eine zentrale Rolle. Daraus entsteht bei beiden eine Distanz zu all jenen Theoremen, die suggerieren, als stünde der Verwirklichung einer guten Demokratie nur Hindernisse entgegen, die man irgendwie überwinden oder beiseite räumen müßte.

Antje Vollmers öffentliches Wirken zeichnet sich immer wieder auch durch einen Mut aus, der sich gerade nicht an ganzheitlichen Utopien orientiert, die es umzusetzen gelte, sondern an der Fähigkeit festgefahrene Situationen zu öffnen. Es gibt etwas Beharrliches in ihrem Reden und Handeln auf den verschiedensten Gebieten. Im schwierigen deutsch-tschechischen Verhältnis spricht sie öffentlich gegen den Haß und die Erstarrung in der Erinnerung an das jeweils eigene Leid. Im weit entfernten tibetisch-chinesischen Konflikt distanziert sich Antje Vollmer einerseits von der exiltibetanischen Formel des kulturellen Völkermords der Chinesen an den Tibetern, andererseits möchte sie der chinesischen Regierung die Zustimmung abringen, eine friedliche Koexistenz von Religion und Staat zu ermöglichen. Im öffentlichen Dialog mit ehemaligen deutschen Terroristen fragt sie diese, was eigentlich dazu berechtige, wider aller Erfahrung auf ihrem Standpunkt zu beharren. Sie beabsichtigt damit, die Isolierung derer zu durchbrechen, die einstmals als Avantgarde der Erlösung vom Übel des Kapitalismus und des Faschismus aufbrachen, um dann in die pure Gewalttätigkeit und Isolierung abzusinken. Durch all ihre Beiträge zieht sich wie ein roter Faden ein Verstehen der pluralen Demokratie, welches denen, die aus dem politischen Handlungszusammenhang ausgegrenzt sind oder sich selbst ausgegrenzt haben, immer wieder Angebote zum Neueinstieg macht. Etwas zu verändern, könnte man über Antje Vollmers Politikverständnis behaupten, bedeutet, die historische Form, die es angenommen hat, zu öffnen, um das auflösen zu können, was sich als blockierend erweist und das herauszuheben, was eine neue Handlungskette ermöglicht.

Diese Fähigkeit verbindet Antje Vollmer mit Claude Lefort, der doch schon zwei Jahrzehnte länger Zeitgenosse der Geschichte dieses Jahrhunderts ist. Sein Lebensweg und sein Werk zeugen davon, wie sehr die Brüche und Katastrophen dieses Jahrhunderts das

politische Denken der Nachkriegszeit herausfordern. Nationalsozialismus, Faschismus, Stalinismus und letztlich auch der Zusammenbruch des Kommunismus haben die Selbstgewißheit der Demokratie erschüttert. Der Wiederhall dieser geschichtlichen Brüche klingt bis heute nach. Sie haben auch und gerade Claude Lefort dazu bewegt, der als jugendlicher Intellektueller der Faszination der marxistischen Utopie anhing, gleichwohl sich von ihrer kommunistischen Funktionalisierung früh zu trennen. Seine Überzeugung von der Geschichtlichkeit und der Unbestimmtheit der Demokratie hat ihn immer auch darin bestärkt, die bedeutenden Schriftsteller des Politischen nicht nur wahrzunehmen, sondern sie für das gegenwärtige Denken fruchtbar zu machen. Seine Bücher über Machiavelli, Dante, Toqueville, Laboessi, Michelet verweisen uns darauf, daß diese Denker eben nicht ein abgeschlossenes Denken hinterlassen, sondern ein lebendiges Erbe, das weit über die historischen Zeitepochen hinausweist, in denen sie nachdachten. Die verschiedenen Lesarten, denen Denker wie Machiavelli durch die Jahrhunderte unterlagen, sprechen dafür. Auch Claude Lefort verweigert uns die Abgeschlossenheit eines Denkens, in dem er auf die Unbestimmbarkeit und Unbestimmtheit der Demokratie hinweist, auf diese offene Flanke, die sie verwundbar macht. Die demokratische Gesellschaft ist verletzlich, sagte Claude Lefort unlängst in einem Gespräch. Ich zitiere: *„Sie wird nicht durch eine einheitsstiftende Vorstellung, wie die vom unsterblichen Körper des Königs im Ancien Regime zusammengehalten. Wenn nun in der Demokratie diejenigen, die regieren, als Leute angesehen werden, die auch bloß ihre Interessen verfolgen, die bloß nach Macht und Mehrheiten streben, und wenn dann noch eine ökonomische Krise hinzukommt, dann kann ein Bedürfnis nach Wiederherstellung des gesellschaftlichen Körpers entstehen.“* Eben dieses Bedürfnis nach Vereinheitlichung in einem politischen Ganzen befriedigen der Totalitarismus, oder seine schwächere Form, der Populismus. Sie sprechen darauf an, daß die Bürger auch Menschen sind, die aus der Erfahrung der Zerspaltenheit und des Konflikts eine Sehnsucht nach Einheitlichkeit und Konfliktlosigkeit der Gesellschaft entwickeln können. Claude Lefort nimmt die konstitutive Gespaltenheit der Gesellschaft, die ja immer nur symbolisch auf Einheit zielen kann, in den Blick und nicht die vorgeblich reale oder natürliche Einheit der Konsensgesellschaft. Gerade deshalb beharrt er auch auf der Gespaltenheit der politischen Sphäre, die sich einerseits in dem politischen als einer symbolischen Dimension und andererseits in der sogenannten praktischen Politik zeigt. Wollte man eine Art Kontinuum im Denken Claude Leforts suchen, so läge es einerseits in seiner nicht aufgehenden Kritik an der totalitären Möglichkeit der Demokratie und andererseits in der Suche nach der historisch-politischen Form des Gesellschaftlichen.

Hannah Arendt hat einmal in ihren nachgelassenen Manuskripten zum Begriff der Politik bemerkt, die Philosophie finde aus zwei Gründen niemals den Ort wo Politik entstehe. Der erste dieser Gründe läge darin, daß es das Politische eben nicht im Menschen gäbe, daß es nicht zu seinem Sein gehöre, also keine anthropologische Eigenschaft sei. Denn, sagt sie, der Mensch ist apolitisch. *Politisch* besteht zwischen den oder unter den Menschen, also auch durchaus außerhalb des Einzelnen. Es gibt daher keine eigentlich politische Substanz. Politik, schließt sie, entsteht im Zwischen und etabliert sich als Bezug. Denkend, Schreibend und Handelnd gehen Antje Vollmer und Claude Lefort auf je verschiedene Art und Weise der Erneuerungsfähigkeit der Demokratie, ihrer Fähigkeit zur Selbststiftung nach. Dies vollzieht sich zwischen den Institutionen der Politik, der Welt des Sozialen und den handelnden Individuen.

Lassen Sie mich zum Schluß noch ein Wort in eigener Sache vorbringen. Ein Preis lebt von seinen Spendern. Das es den Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken gibt, ist nicht zuletzt den freundlichen Gebern zu danken, die diesen Preis finanzieren und dies hoffentlich auch in Zukunft fortsetzen werden. Dies sind der Bremer Senat, heute vertreten

durch den Bürgermeister Henning Scherf und die Heinrich-Böll-Stiftung, vertreten durch Ralf Fücks. Das die Kooperation zwischen beiden immer wieder möglich ist ermutigt uns sehr. Wir danken Ihnen herzlich, ebenso wie den Freunden und Förderern, die mit ihren privaten Spenden unsere Arbeit ermöglichen. Ich möchte schließlich an dieser Stelle auch meinen Kollegen und Freunden vom Vorstand Zoltan Szankay, Lothar Probst und Peter Rüdell danken. Wir sind mit diesem Preis auch ein Stück gewachsen und haben gelernt, daß eine neue, öffnende Art des politischen Denkens auch vermittelt und verstanden werden will. Unsere gemeinsame intellektuelle und organisatorische Zusammenarbeit ist dieser Aufgabe gewidmet.

Ich mache Sie jetzt mit dem Verlauf der Veranstaltung bekannt. Direkt im Anschluß halten Bürgermeister Henning Scherf, als Präsident des Senats der Freien Hansestadt Bremen, und Ralf Fücks, von der Heinrich-Böll-Stiftung, ein Grußwort. Danach werden die beiden Laudatoren Jiri Gruša und Dick Howard gebeten die Laudationes auf die Preisträger zu halten. Der Bürgermeister wird dann den Preis überreichen. Die beiden Preisträger haben im Anschluß daran Gelegenheit zu einer kurzen Antwort. Zum Abschluß des Abends laden wir Sie zu einem Glas Sekt ein. Ich danke Ihnen und darf jetzt den Bürgermeister bitten.

**Grußwort des Bürgermeisters
der Freien Hansestadt Bremen
Dr. Henning Scherf**

Sehr verehrte Preisträger,
allzuforderst verehrte Vizepräsidentin Antje Vollmer,
hochverehrter Monsieur Lefort !

Herzlich Willkommen in Bremen. Herzlich Willkommen hier bei uns in unserer guten Stube im Alten Rathaus, in dem so viele Jahrhunderte das versucht worden ist, was eben über Hannah Arendt als unserer Auftrag gesagt worden ist. Ich begrüße aber auch Jiri Gruša. Sie sind hier ganz Herzlich Willkommen. Sie haben hier richtige Fans. Ich habe Antje Vollmer schon gesagt, sie muß sich anstrengen. Ob sie Sie überrunden kann steht noch aus, weil wir eigentlich allesamt begeistert sind von ihrer Arbeit, die Sie noch in den sechziger Jahren in Prag gemacht haben und dann die ganze Zeit bis heute. Sie sind eigentlich die Verkörperung dessen, was wir gemeinsam hoffen, daß es uns gelingt. Das wir den Nationalismus überwinden und das wir miteinander dieses große, spannende, gefährdete Projekt der Zivilgesellschaft wirklich schaffen. Sie sind da ein ganz Aktiver. Ihr Präsident, glaube ich, könnte sich keinen besseren Botschafter als Sie vorstellen. Herzlich Willkommen.

Auch den zweiten Laudatio-Redner, Herrn Dick Howard, heiße ich willkommen. Schön das Sie da sind. Ich habe mir überlegt, was ich nun dazu beitragen soll. Ich habe Antje Vollmer in den Jahren ganz anders erlebt, als Antonia Grunenberg sie eben beschrieben hat. Ich habe sie als eine erlebt, die ständig nach der ethischen Begründung vom politischen Handeln fragt, wie kaum ein anderer und die nicht demokratietheoretische „Luhmannspielchen“ veranstaltet, sondern die was ganz anderes macht. Und darum habe ich bei dieser Gelegenheit eine richtige, herzliche Bitte an Sie. Wir sind im Augenblick an einer zerrissenen Diskussion in der Bundesrepublik beteiligt – das hat Martin Walser uns eingebrockt – und wir spalten uns richtig in die die für und die gegen ihn argumentieren. Und ich denke, Hannah Arendt, wenn die hier wäre, die würde das jetzt zum Thema machen. Die würde sagen, also Leute, schiebt mal alles beiseite, alle Taktik, alle Parteipolitik, ich will euch mal sagen, was ich dazu denke. Und weil sie das nicht kann, habe ich mir zwei Zitate von Helmut Haffner raussuchen lassen, die ich Ihnen gerne zumuten möchte. Hannah Arendt im Orginalton als direkte Antwort auf den Vorwurf, den Martin Walser in seiner berühmten Rede formuliert hat, daß wir eine Dauerrepräsentation unserer Schande betreiben und das damit endlich Schluß sein müsse. *„Das Bild der Hölle“*, Hannah Arendt: *„Sechs Millionen menschliche Wesen, sechs Millionen Hilflose und meist ahnungslose Menschen wurden in den Tod getrieben. Zuletzt kamen die Todesfabriken und da starben alle zusammen, die Jungen, die Alten, die Schwachen und die Starken. Sie starben dort nicht als Menschen, sondern sie wurden dort auf den kleinsten gemeinsamen Nenner organischen Lebens zurückgeführt und in den finstersten und dunkelsten Abgrund ursprünglicher Gleichheit hinunter gestoßen, wie Vieh, wie Material, wie Dinge, die weder einen Leib noch eine Seele, ja nicht einmal ein Gesicht besaßen, denen der Tod sein Siegel aufdrücken konnte. In dieser ungeheuerlichen Gleichheit ohne Brüderlichkeit und Menschlichkeit erblicken wir, wie in einem Spiegel, das Bild der Hölle. Die übernatürliche Schlechtigkeit jener, die eine solche Gleichheit angerichtet haben, übersteigt das menschliche Begriffsvermögen.“*

Nächstes Zitat aus dem *„Besuch in Deutschland“*. Das ist ein kleines Büchlein; ich weiß nicht ob sie das schon einmal in der Hand gehabt haben. Es ist inzwischen wieder aufgelegt. *„In weniger als sechs Jahren zerstörte Deutschland das moralische Gefüge der westlichen Welt und zwar durch Verbrechen, die niemand für möglich gehalten hätte. Überall fällt einem auf, daß es keine Reaktion auf das Geschehene gibt. Die Gleichgültigkeit mit der die Deutschen sich durch die Trümmer bewegen findet ihre genaue Entsprechung darin, daß niemand um die Toten trauert. Dieser allgemeine Gefühlsangel, auf jeden Fall aber die offensichtliche Herzlosigkeit, die manchmal mit billiger Rührseligkeit kaschiert wird, ist jedoch nur das auffälligste äußerliche Symptom einer tief verwurzelten, hartnäckigen und gelegentlich brutalen Weigerung sich dem tatsächlichen Geschehenen zu stellen und sich damit abzufinden.“*

Sie beklagt die Flucht vor der Wirklichkeit und die Flucht vor der Verantwortung und sieht sich erdrückt von einer umsichgreifenden öffentlichen Dummheit. Sie beklagt die Atmosphäre fieberhafter Geschäftigkeit, die die Hauptwaffe bei der Abwehr der Wirklichkeit ist. Schlußzitat: *„Man möchte aufschreien, ‚aber das ist doch alles nicht wirklich‘; wirklich sind die Ruinen, wirklich ist das vergangene Grauen, wirklich sind die Toten, die ihr vergessen habt. Doch die angesprochenen sind lebende Gespenster, die man mit den Worten, mit Argumenten, mit dem Blick menschlicher Augen und der Trauer menschlicher Herzen nicht mehr rühren kann.“*

Warum mute ich Ihnen das zu? Ich denke, Hannah Arendt – Hannah-Arendt-Preisverleihung an Sie beide – und angesichts dieser Diskussion, die ja nicht abgerissen ist – auch heute in der FAZ habe ich einen langen Artikel gelesen; sie lesen eigentlich jeden Tag ein Hin- und Herstreiten; wir brauchen eine richtige Verständigung darüber, wie wir mit dieser Last umgehen, daß wir daraus Kräfte schöpfen. Wir haben in diesen Räumen vor knapp vierzehn Tagen mit fast dreitausend Jugendlichen eine offene Nacht veranstaltet zum Jahrestag der sechzigjährigen Reichsprognomnacht. Und alle haben gesagt, „*das geht schief. Das könnt ihr nicht. Ihr könnt nicht mit jungen Leuten die Ausländerthemen, die wir hier haben, ihr könnt nicht mit schrillen Themen dieses große historische Erinnerungslastproblem bewältigen.*“ Und hier vorne, an diesem Platz, hat dann Wolf Biermann dieses große, zweistündige Klagelied von Katze Nelson über den Mord am jüdischen Volk bis Mitternacht gesungen. Und die, die dabei waren, sind nicht weggegangen, haben nicht gesagt „*nun ist aber Schluß mit bloßstellen*“, sondern sind, so habe ich das erlebt, ein Stück aufeinander zugerückt und haben anders als Martin Walser das befürchtet, sich nicht immunisiert gegen diese Last, sondern haben sie ein Stück versucht so anzunehmen, daß für die Zukunft möglicherweise etwas hoffnungsvolleres, etwas vitaleres, etwas anderes dabei möglich wird. Und ich finde, das dürfen wir doch nicht aufgeben.

Ich will nur noch ein Schlußwort sagen. Paul Celan ist auch in diesem Raum mit dem Bremer Literaturpreis ausgezeichnet worden. Ihn möchte ich zum Schluß zitieren, weil er auch mit diesem Thema zusammenhängt und - liebe Antje Vollmer - Sie könne so wunderbar frei reden, es wäre ganz toll, wenn Sie das alles aufnahmen.

„*Denken und danken sind in unserer Sprache Worte ein und desselben Ursprungs. Wer ihrem Sinn folgt, begibt sich in den Bedeutungsbereich von Gedenken, Eingedenken, Andenken, Andacht.*“ Im gleichen Jahr hat er in seinem Gedicht *Engführung* die Worte formuliert: „*Ein Stern hat wohl noch Licht – nichts, nichts ist verloren*“. Gemeint ist der gelbe Stern, genäht auf unzähligen Jacken und Mänteln. Ein erloschener Stern, dessen Licht uns noch erreichen kann, wenn wir ihm Einlaß geben durch wahrhaftiges Gedenken und Erinnern. Ich gratuliere Ihnen sehr zu diesem Preis.

Grußwort durch den Vorstand der Heinrich Böll Stiftung

Ralf Fücks

Sehr geehrter Herr Bürgermeister, lieber Henning Scherf,
liebe Antje,
sehr geehrter Monsieur Lefort,
meine Damen und Herren !

Ich muß gestehen, ich freue mich sehr aus diesem besonderen Anlaß mal wieder an diesem besonderen Ort zu sein. Diesmal als Vertreter der Heinrich-Böll-Stiftung, die einen kleinen und bescheidenen Anteil an diesem Gesamtkunstwerk des Hannah-Arendt-Preises hat. Ich möchte zuallererst unserer Bremer Landesstiftung, dem Bildungswerk für Umwelt und Kultur und dem Hannah Arendt Verein dazu gratulieren, daß sie den Hannah-Arendt-Preis aus der Taufe gehoben und in den letzten Jahren zu einer viel beachteten Institution gemacht

haben, die einen Beitrag zur politischen Öffentlichkeit und zur politischen Kultur in der Bundesrepublik leistet. Verbunden mit einem Dank an den Senat, der diesen Preis als Geldgeber und Gastgeber fördert. Das war eine sehr weise Entscheidung, der Hannah-Arendt-Preis steht gerade Bremen gut an und dieses Rathaus ist ein guter Ort für die Preisverleihung. Die Bremer Tradition einer Stadtrepublik und der Bürgerfreiheit, die gegenüber der Machtanmaßung des Staates und der Kirche verteidigt werden mußte, hat viel mit dem Geist dieses Preises zu tun. Und nicht ganz zufällig hat Hannah Arendt ihren emphatischen Begriff des Politischen ja ganz wesentlich aus der Auseinandersetzung mit der griechischen Polis entwickelt; dem ersten Modell einer demokratischen Stadtrepublik, freilich mit einigen Schönheitsfehlern, nämlich gegründet auf dem Ausschluß der Sklaven, die für die materielle Produktion zu sorgen hatten und der Frauen, deren Reich die Privatsphäre war. Spätestens hier endet natürlich die Analogie.

Es lohnt sich vielleicht der Frage nachzugehen, woher die erstaunliche Renaissance des Interesses an Hannah Arendt kommt, die ja bereits als theoretische Repräsentantin der Totalitarismustheorie in die Schublade gesteckt und abgehakt worden war – jedenfalls in der Bundesrepublik. Meines Erachtens, und das ist eine optimistische Interpretation, rührt dieses wieder erwachte Interesse an Hannah Arendt in den letzten Jahren aus einem neu erwachten Interesse an der Rückeroberung der Politik als einem Medium des öffentlichen Redens und Handelns, das die Chance eröffnet, den Lauf der Dinge wieder zu verändern und die Gegenwart zu gestalten, statt sie nur zu erleiden oder zu verwalten. Dieses Interesse ist nicht nur ein Reflex auf die totalitären Alpträume unseres Jahrhunderts, es geht auch darum, die Autonomie des Politischen zurückzugewinnen gegenüber den unterschiedlichen Spielarten des Determinismus. Eine und meiner politischen Generation ganz gut vertraute Spielart ist jene Tradition des Marxismus, die Politik auf einen Reflex auf die Entwicklung der ökonomischen Basis reduziert und die Produktivkräfte zum eigentlichen Morenz der Geschichte macht. Von da aus war der Weg nicht mehr weit bis zur Denunzierung der sogenannten bürgerlichen Politiker als Charaktermasken und bloßen Handlungsgehilfen des allmächtigen Kapitals.

Eine aktuelle Variante dieses ökonomischen Determinismus, und diese Parallele wird vielleicht einige überraschen, ist der radikale Ökonomismus neoliberaler Provinienz, der Politik auf die Aufgabe reduziert, die Gesellschaft an die scheinbar unabänderlichen Erfordernisse des Marktes anzupassen. Und mir scheint, lieber Henning, wenn Du mir diese despektierliche Nebenbemerkung erlaubst, daß der im Arendtschen Sinn durch und durch unpolitische Begriff der Anpassung auch in der Bremer Politik der letzten Jahre eine ziemlich prominente Rolle gespielt hat. Politik impliziert immer die Freiheit der Entscheidung zwischen Alternativen, die sich aus dem öffentlichen Diskurs herauskristallisieren. Und wer die Alternativlosigkeit von Entscheidungen behauptet beendet die Politik.

Ich bin bei der Vorbereitung dieses Abends auf ein unerwartetes Zitat von Hannah Arendt aus einem Brief an Karl Jaspers gestoßen. Ich zitiere: „*Mir scheint, die Kinder des nächsten Jahrhunderts werden das Jahr 1968 einmal so lernen, wie wir das Jahr 1848.*“ Sie las 1968 offenbar als Jahr eines weltweiten demokratischen Aufbruchs, in San Francisco ebenso wie in Berlin, in Paris oder in Prag. Auf den zweiten Blick erscheint diese Parallele weniger überraschend. Im Werk Hannah Arendts findet sich viel vom Impetus der 1968er Bewegung, der Begeisterung für die öffentlichen Angelegenheiten, der Überzeugung, daß Veränderungen möglich sind und das Mehrheitsmeinungen kein Alibi für falsche Politik sein können, sondern eine Herausforderung, um die öffentliche Meinung zu kämpfen. Und last not least, die Forderung nach Selbstbestimmung und Partizipation.

Das dieser große demokratische Aufbruch an seiner radikalen Spitze schon bald in Allwissenheits- und Allmachtsphantasien, in Intoleranz und in kulturrevolutionäre Militanz kippte ist das Eine. Das Andere ist der fortwirkende Impuls einer demokratisch-kulturellen Erneuerung der Bundesrepublik, von dem Massenphänomen der Bürgerinitiativen über das Aufbrechen der autoritären Strukturen in den Familien, in den Kindergärten und in den Schulen, bis zur pazifistischen Grundstimmung an den Gymnasien. Unsere Gesellschaft ist in der Wirkung dieses Aufbruchs ziviler, toleranter, pluralistischer geworden - auch wenn diese Errungenschaften in den letzten Jahren wieder umkämpft sind. Das muß uns aber nicht erschrecken, die Freiheit hat man niemals ein für allemal im Kasten. Sie muß immer neu errungen und verteidigt werden. Das ein ehemaliger Frankfurter Sponti und Häuserkämpfer seit wenigen Wochen Außenminister der Bundesrepublik Deutschland geworden ist und das dieser Wechsel fast selbstverständlich als ein Akt politischer Normalität wahrgenommen wurde reflektiert beides, den Lernprozeß, den die 68er, zu denen Antje Vollmer gehört, auf ihrem langen Marsch durch die Republik zurückgelegt haben und die Veränderungen dieser Gesellschaft. Rot-Grün, fern aller politischen Euphorie und aller himmelsstürmenden Erwartungen, hat zumindest eines bewirkt. Es hat wieder die Tür aufgestoßen für die reformpolitische Debatte, die eingefroren war in der Bundesrepublik. Und das Beste, was man vermutlich von dieser Regierung wird sagen können ist, daß sie eine Ermutigung bedeutet für die Gesellschaft, sich wieder einzumischen in Politik, eigene Entwürfe zu entwickeln und Politik nicht als eine Sache einer Kaste von Berufspolitikern zu verstehen, sondern als eine originäre Angelegenheit der Zivilgesellschaft.

Und wenn aus dem Regierungsprogramm der Rot-Grünen Koalition ein Projekt zu nennen wäre, das mit dem Hannah Arendtschen Denken in einer besonderen Verbindung steht, dann ist es die Reform des Staatsbürgerschaftsrechts. Das die Frage, wer ein Deutscher ist nicht mehr völkisch beantwortet wird, daß dafür nicht mehr die Ahnengalerie eines Menschen entscheidend ist, sondern die Tatsache, daß ein Mensch hier geboren und aufgewachsen ist und in der Bundesrepublik seinen Lebensmittelpunkt hat. Diese Reform ist eine Revolution in der politischen Kultur Deutschlands. Selbstverständlich verschwinden damit nicht die soziokulturellen Konflikte einer Einwanderungsgesellschaft aber, und das macht einen Unterschied ums Ganze, sie werden zukünftig auf dem Boden der rechtlichen und politischen Gleichheit ausgetragen. Demokratie ist eben, frei nach Hannah Arendt, kein Harmonieverein, sondern lebt von Vielfalt, Verschiedenheit und dem Mut zum öffentlichen Austragen von Konflikten. Ich beglückwünsche die Jury zu ihrer Entscheidung und die Preisträger zu ihrer Ehrung. Herzlichen Dank.

Jirí Gruša (Botschafter der Tschechischen Republik)

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Antje Vollmer!

Es gibt Biographien gleich Lobreden. Sie fliegen ineinander und ruhen in sich. Ich habe mich immer gefragt, warum noch etwas hinzufügen, wenn das Helle nicht mehr zu erhellen ist. Es gibt aber Biographien, die blühen auf und gehen hoch wie Blitze. Aufgeladen, beleuchten sie plötzlich eine Verästelung des Neuen, einen unerwarteten Knoten, der nach Verbindung ruft - und Verbindungen schafft. Sie sind die Zähmung des Zufalls, verwandeln ihn wundersam in eine Art Regel. Aus einer flüchtigen Konfiguration entsteht der Sinn und dann die Sache. Hier lohnt sich generell das Lob. Es ist ein Schnappschuß. Eine Aufnahme als Eintrag und Speicherung zugleich.

Um diesen Schnappschuß bin ich heute bemüht, liebe Frau Antje, denn ich war in ihrer Nähe als es hell wurde. Und manchmal auch höllisch.

Sie bekommen heute einen Preis, der ausdrücklich ihr Wirken im Bereich der tschechisch-deutschen Verständigung würdigt. Sie bekommen einen Preis, der darüber hinaus einen

Namen trägt, der wie kaum ein anderer dazu passt: Was gedacht und getan wurde. Hannah Arendt, die die *vita activa* wiederentdeckte und prägte, und Antje Vollmer, als *vita activa* in Person - das gefällt mir. Und es gibt eine arendsche Dimension des tschechischen Dissens, die diese Preisverleihung noch spannender macht.

Vielleicht beginne ich mit ihr, damit Sie sehen, meine Damen und Herren, daß Antje Vollmer und die Tschechen doch noch eine Wahlverwandtschaft sind. Einst waren wir gezwungen, wir, die Dissidenten, den Unterschied zwischen dem Handeln und Denken, das große Thema von Hannah Arendt, nicht bloß nachzuempfinden. Es ging darum, es exemplarisch vorzuführen. Als wir im Handlungsraum der totalitären Ordnung zu einem Nichts geworden sind, gerieten wir gleichzeitig in jenes Nirgendwo, das Arendt als Wohnort des Denkens beschreibt. Die Macht, die uns in diese Lage brachte, war gewalttätig. Hatte alle Institutionen und Instrumente. Wir hatten keine. Dafür aber die Fähigkeit, das Ungetüm auseinanderzunehmen. Gedanklich - und faktisch. Ja - sie wissen. Die Macht der Machtlosen war eine mächtige Macht. Die Analyse zwang zum Handeln. Das Nirgendwo verwandelte sich in das Hier und Heute. Die Story ist berauschend und berührend zugleich.

Wir bekamen Institutionen und Instrumente; wir wurden Dissi-Präsidenten und Dichter-Diplomaten. Das Schwebende ging zugunsten des Festen verloren. Das Feste jedoch war nicht das Beste. Wir ertappten uns in der Falle. Das, was früher die Analyse befreite, paralisierte uns. Der große politische Impetus - aus jenem Denken im Nirgendwo entstanden - wurde zu einer Art Dünkel. Oft ist mir der alte Hegel vorgeschwebt, für den ich sonst nicht viel übrig habe. Sein genialer Satz über das Gesetz des Herzens in der Politik. "Das Herzklopfen für das Wohl der Menschheit geht darum in das Toben des verrückten Eigendünkels über, ... da es die Verkehrtheit, welche es selbst ist, aus sich herauswirft und sie als ein Anderes anzusehen sich anstrengt".

Bei näherem Hinschauen an unser postkommunistisches Tun ist mir manchmal bange. Je öfter ich aber in diese Gefahren bei uns sah, umso mehr haben Sie mich fasziniert, Frau Vollmer. Wie Sie Denken ohne Dünkel - und Handeln ohne Häme praktizieren. Ist dem so, da Sie aus einer gediegenen Demokratie stammend, die Institutionen und Instrumente nicht mehr so sakral empfinden? Ist dem so, weil Sie die Macht doch weniger schätzen, als wir, die wir sie zwar wörtlich verschmähten, aber dennoch genossen haben? Eines der ersten Zitate des alten Griechenlands verkündet noch immer ganz revolutionär: Erst wen der Mensch an die Macht kommt, erkennst du, was in ihm steckt

. Nun, Sie sind ohne Dünkel. Obwohl nicht ohne Macht. Sie standen einst im Karolinum in der Menge an der Tür - nach einer Rede unseres Präsidenten. Damals als es wieder einmal so ausgesehen hat, als hätten sich unsere beiden Völker - zumindest in einigen Ecken - nicht die alten Hahnenrituale abgewöhnt. Sie waren die Mächtigste in der Menge, so belustigt und im Zuschauen und Zuhören vertieft, daß ich meinen Kollegen mit der besseren Brille gefragt hatte: Mann, schau! Ist da wirklich die Vollmer? Denn Sie waren einfach da, unangemeldet, ohne Protokoll und Tross - einfach um zu wissen, was die Tschechen denken und fühlen. Und dies bitte nicht, um uns Freude zu machen ... nur um die Causa zu verstehen. Den Fall.

Er war schwierig. Es ging um die Erinnerung. Natürlich eine selektive, so wie sie Nationen hinsichtlich ihrer Identität pflegen. Wir Tschechen haben einen frischen Staat bekommen, der wiederum, beim Rückblick auf die historische Landkarte Europas, kein Neuling war. Doch das erste Mal ohne die alten Böhmen. Lange gab es Zeiten, in denen jeder Tscheche ein Böhme war, aber nicht jeder Böhme ein Tscheche. Man lebte symbiotisch. Aber Symbiose ist nichts automatisch Gutes, bloß eine Rollenteilung in einem gut erlernten Stück. Kostüme als Hilfsmittel der Kommunikation.

Unser Jahrhundert - und schon das Vorherige - schrieben aber gründlich neue Texte. Nur mit Hauptrollen - statt Kostümen die Uniform. Auch keine Doppelbesetzung oder Sketches auf der Vorbühne, während des Kullissenwechsels. Plötzlich erzählte man Zukunft und prophezeite Vergangenheit. Die Gegenwart schien wertlos. Ein Spiel Vabanque war das

Theater. Zwillingskonstellationen, gegeben oder erfunden, nennen Sie das in Ihrem Buch, Frau Vollmer, das nach den Quellen der Gewalt forscht. Und: feindliche Brüder, gehören zu den Mustern mit der größten Sprengkraft.

Ihr Buch ist mit Jänner 1995 datiert. Widmet sich nicht dem "Tschechisch-Böhmischen". Die Rückkehr der heutigen Konflikte auf diesen Kontinent ist Ihr Thema. Der Heiße Frieden, der nach dem Kalten Krieg kam. Sie haben mir das Buch im Herbst 1995 geschenkt, als die tschechisch-deutschen Diskussionen manch archaische Züge bekamen. Nun, ein Buch von einem Politiker geschrieben ist immer ein Präsent, nicht immer aber ein literarisches Erlebnis: In der Zeit voller "ghost writer" allerdings spürt einer wie ich sofort die echte Handschrift. Und ich war hingerissen. Ihre Analyse der Gewaltausbrüche von heute, passte auf die alten wie jener sprichwörtlicher Deckel auf den Topf. Auch unserorts stritt man um das gleiche Erbe, gab es gleiche Wünsche aus der gleichen Nähe. Auch hier gab es Zwillinge. Die Nähe gefühlt als Bedrohung - und nicht als Ansporn. Abel und Kain, Opfer und Täter. Doch nicht nur das! Austausch und Rollenwechsel. Opfer, die zu Tätern mutieren und Täter in Opfer verwandelt. Mehrmals und nacheinander.

Und lange Jahre Kalter Krieg. Kalt aber keinesfalls nüchtern. Immerhin Zeit genug, um nah an die Gedächtnisschwelle zu gelangen. Jene magische Linie, hinter der die Vergangenheit endlich vergehen darf und die Erinnerung entsinnlicht. Und als die Kälte zu Ende ging, waren wir alle entfernt genug von den einstigen Taten, um sie nicht zwanghaft wiederholen zu müssen.

Doch im Vorfeld dieser ersehnten Grenze, im Vorfeld der Klugheit und Schmerzlosigkeit agieren Rufer der Sinnstiftung. Die Täter von einst auf der Suche nach ihren Erben. Karad_i_e und Kreaturen dieser Dichtergattung. Ihr Geschrei macht das Terrain schlammig. Es wäre falsch zu glauben, daß Kommunikation auf Übereinstimmung zielt. Jede ist zuerst Erregung - und Aufrütteln. Diese Leute beherrschen nur diese Art zu Reden. Der Dialog, die Verständigung als solche, ist aber eine andere Kunst. Dialog will gewollt werden. Gewollt und gekonnt.

In Prag, im Böhmerwald und ringsherum haben wir ihn zwar geschworen, doch ziemlich lange seine Regeln mißachtet, ihn als ein Hin-und-Her-Gerede angewandt, oder sogar als Gnade verstanden. Wollten die Wahrheit bestätigt bekommen, sprachen wie Kain. Und auf die Frage: Wo ist Dein Bruder?, haben wir trocken erwidert: Wir hatten keinen

. So sah unser Dialog an jenen Herbsttagen vor beinahe vier Jahren aus. Sie aber, Frau Vollmer wußten, was er ist. Nämlich kein Notariat der jeweiligen Wahrheit, sondern ihr Bauwerk. Die Welt der Täter ist eine andere, als die der Opfer, geschweige denn eine Welt als Mixtur der beiden.

Sie sagen es: "Kompromiß kommt der Wahrheit näher, als eine Entweder-Oder-Entscheidung". Denn die Wahrheit hat viele Identitäten und ihre wahrste Leseart ist gewaltlos. Ihre Macht ist friedlich.

Und Sie, Frau Vollmer, Sie forschten nach der Gewaltlosigkeit der Macht. Nicht die Macht der Machtlosen hat sie fasziniert, sondern die Art wie die Mächtigen gewaltlos aber nicht machtlos handeln.

Eine der Regel hierfür klang: Ehre Deinen "Feind", interpretiere seine Ansichten stets zum Guten. Sie haben das Wort Feind mit Gänsefüßchen versehen. Um den Feind generell zu problematisieren. In einer Politik, die zivil denkt und menschlich handelt, werden Vermittler und nicht Er-Mittler gefragt. Die Freund-Feind Dichotomie findet nicht mehr statt. Und dies nicht, bitte, als Verharmlosung der Differenzen, nicht als Schwäche und Klein-Beigeben, sondern als Aneignung und Anwendung der Kraft, die aus der Komplexität kommt.

Man kann auch das Wort Freund und Partner in Gänsefüßchen setzen. Und in der Tat. Es hat damals, in jenem Herbst der Misstöne, manchmal schon so ausgesehen, als wäre Partnerschaft nicht mehr drin.

Auch im Karolinum roch es leicht danach. Doch sie standen an der Tür und schauten in die Menge. Und es war wahrlich kein leichter Weg zu ihnen. Als ich jedoch auf tschechisch ihren Namen preisgab, bildete sich bald eine Gasse - hin zu dem Rektorenzimmer.

Später dachte ich oft an diesen Augenblick. Denn erst dort brach das Eis, der Dialog fing an - als Kunst der Partnerschaft.

Auch die Namensgeberin des heutigen Preises schwebte mir seitdem oftmals vor. In dem Buch "Vom Leben des Geistes" analysiert sie Momente, in denen uns die Zukunft dennoch anspricht, und Einfluß ausübt auf die Vergangenheit. Und Arendt benutzt zu dieser Analyse eine Parabel von Kafka.

Sie heißt "Er". Sie hätte aber für den heutigen Anlaß genauso gut "Sie" heißen können: Er hat zwei Gegner. Der Erste bedrängt ihn von hinten, vom Ursprung. Der Zweite verwehrt ihm den Weg nach vorne. Er kämpft mit beiden... und es sind, ja, nicht nur die zwei Gegner da. Sondern auch noch er selbst und immerhin ist es sein Traum, daß er einmal in einem unbewachten Augenblick... aus der Kampflinie ausspringt und wegen seiner Kampferfahrung zum Richter über seine Gegner erhoben wird.

Es gibt göttliche Zufälle. Und wie immer folgerichtig und relevant. Dort, wo Sie, Frau Vollmer, damals die Menge durchquerten, hat Kafka promoviert. Arendt schrieb zu seinem kurzen Text eine lange, erhellende Abhandlung. Danach hat das Wesen keinen Ort. Oh, Erwähltheitsprediger, oh, Heimatdichter! Wollte man es holen, muß man eine Art Schwebel, ja, Heimatlosigkeit, wagen. Das Denken wird dort zum Diskurs, in dem das Vergangene enthärtet und das Zukommende entnebelt, die Gegenwart entdeckt - als ruhende Reife.

Liebe Frau Vollmer. Sie schrieben mir damals eine Widmung hinein: "Mitten in den heißen Bemühungen um eine dauerhafte Frieden zwischen den Tschechen und den Deutschen! Wir werden's schaffen!" Es sind dann noch viele Tage dahingeflossen, viele Erwartungen aufgetaucht und wieder dahingegangen, bis es endlich so weit war. Darum kann ich den letzten Satz nun doch anders formulieren: Sie haben's geschafft! Ich danke Ihnen aus vollem Herzen.

Laudatio Dick Howard

Sehr geehrter Herr Präsident des Senats,
sehr verehrte Frau Vizepräsidentin des Bundestags,
lieber Claude Lefort,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Als an mich die Aufgabe herangetragen wurde die Laudatio an den diesjährigen Preisträger Claude Lefort zu halten, habe ich mich gefragt, was ich als Amerikaner in Deutschland über einen politischen Denker aus Frankreich sagen soll. Schließlich, so meine Überlegung, gibt es die deutsch-französische Freundschaft – die intellektuellen und politischen Eliten beider Länder pflegen gute Beziehungen zueinander – und auch die politische Achse zwischen Deutschland und Frankreich funktioniert gut. Dann aber mußte ich feststellen, daß die Arbeiten von Claude Lefort, die für so viele in Frankreich außerordentlich bedeutsam sind, hier in Deutschland fast unbekannt geblieben sind. Ich könnte mir vorstellen,

daß diese Unbekanntheit mit drei Merkmalen der deutschen intellektuellen Landschaft zu tun hat. Und zwar erstens, wie Brigitte Souzet es gestern in der Tageszeitung hervorhob, könnte es zusammenhängen mit den Widerständen gegenüber der Totalitarismusanalyse, die ja sowohl bei Arendt als auch bei Lefort eine zentrale Rolle spielt. Zweitens, mit dem Bestreben von der politischen Theorie bzw. der Moral her so etwas wie eine gesicherte, garantierte Demokratie einzufordern. Ein Versuch, der dem Lefortschen wie auch dem Arendtschen Verständnis des Politischen eher widerspricht. Und drittens, mit der Dominanz einer sogenannten soziologischen Denkkultur der Bundesrepublik. Eine Denkkultur, die man bei Herrn Scherf heute erfahren hat, als er Demokratietheorie und Luhmann zusammen in einen Begriff brachte. Das ist eine Denkkultur, die sich mit dem Lefortschen Begriff des Politischen nicht verträgt. Ich werde später noch genauer darauf eingehen.

Lassen Sie mich mit meinen ersten Leseerfahrungen von Hannah Arendt beginnen. Ich habe Hannah Arendts Buch über die Revolution das erste Mal als junger 68iger gelesen. Ob ich Arendts Buch damals richtig verstanden habe bezweifle ich. Schließlich lebten wir in einer Zeit, in der wir sowohl in Amerika als auch in Deutschland von einer verbotenen Frucht kosten wollten – dem Marxismus, den wir mit der Revolution identifizierten. Als ich neulich meine alte Ausgabe von Hannah Arendts Buch über die Revolution wieder aus dem Regal nahm, mußte ich mir eingestehen, wie viele Mißverständnisse und blinde Flecken sich in meinen Randbemerkungen eingeschlichen hatten. Ich war damals offenbar unfähig Arendts Fragestellung zu verstehen. Es kam mir damals offensichtlich mehr darauf an die Welt zu verändern, bevor ich sie eigentlich verstanden hatte. Ich erwähne dies, weil ich Hannah Arendt erst wieder lesen und verstehen konnte, nachdem ich Anfang der siebziger Jahre Claude Lefort kennenlernte und mich in seiner Kritik des Totalitarismus wiederfand. Was ich dort fand war nicht nur eine kritische Auseinandersetzung mit dem Marxismus, den die Neue Linke sich aneignen wollte, sondern auch eine Darstellung der inneren Logik, die uns in die Richtung des Marxismus getrieben hatte.

Lefort zeigte mir das Verführerische des Versuchs, sich die Revolution als Überwindung aller sozialer Gegensätze vorzustellen und diese Überwindung wiederum als Vollendung der Geschichte zu verstehen. Schließlich wurde mir durch die Bekanntschaft mit Lefort bewußt, welche radikalen Vorstellungen ich von einer Demokratie hatte. Und warum ich, wie er, doch Marx wieder lesen mußte und muß, um diese Vorstellungen zu begreifen. Unserer damaliger SDS in Amerika hieß nicht Sozialistischer Demokratischer Studentenbund sondern Students for Democratic Society. Aber wir Studenten mußten doch irgendwann mündig werden. Mit anderen Worten, erst Claude Lefort gab mir den Schlüssel Hannah Arendt neu zu lesen und zu verstehen.

Das Lefort heute Abend den Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken bekommt ist absolut berechtigt, ja sogar zwingend, weil er, wie auch Hannah Arendt, zum Weiterdenken führt. Lefort arbeitet, wie Arendt, Neues in seiner Neuigkeit heraus und stellt es überzeugend dar. Folgerichtig schreibt Lefort, im Untertitel seines Buches über den italienischen Politiker und Denker Machiavelli, daß ein echtes Werk sich nie fixieren läßt sondern immer weiter arbeitet. Sie werden jetzt wahrscheinlich denken, das sind vielleicht schöne Metaphern, aber was meint er damit eigentlich. Lassen Sie mich meine Andeutungen über das Werk von Claude Lefort jetzt präzisieren. Am Ende seines Machiavellibuches hebt er hervor, daß seine Arbeit, ich zitiere, „mit der Erfahrung der Politik hier und jetzt zu tun hat“. Was aber bedeutet Politik für Lefort? Nun, er unterscheidet zwischen zwei Bedeutungen des Begriffs Politik. Erstens, der alltäglichen Politik und zweitens, dem Politischen, das die symbolischen Rahmenbedingungen dieser Politik herstellt oder, wie er sagt, instituiert.

Um den Unterschied zwischen diesen beiden Bedeutungen von Politik herauszuarbeiten, werde ich im folgenden einige Stationen im Leben von Claude Lefort darstellen und dabei die Reichweite seiner Kritik am Beispiel des Totalitarismus verdeutlichen.

Während Leforts Gymnasialzeit, in dem damals besetzten Paris, studierte er bei dem bedeutenden Philosophen Maurice Merleau-Ponty, dessen Freund er wurde und dessen Nachlaßwerke er später herausgab. Durch die Vermittlung Merleau-Ponty konnte er auch Beiträge in der damals führenden intellektuellen Zeitschrift Frankreichs, *l'état moderne*, veröffentlichen, die von Jean Paul Satre und Merleau-Ponty herausgegeben wurde. Nach einer kritischen Auseinandersetzung mit Satre über die Bewertung des Stalinismus, beendete Lefort jedoch seine Mitarbeit bei *l'état moderne*. Schon 1948 war er einer der Mitbegründer der antistalinistisch orientierten Gruppe *socialismo barbari*, die er allerdings 1958, nach einem Streit mit dem Mitbegründer Cornelius Kastoriades, wieder verließ. Seine damals geleistete intellektuelle wie politische Arbeit, die bei den Maiereignissen 1968 eine wichtige Rolle spielte, war in seiner Kritik der Bürokratisierung der Sowjetunion begründet. Sie mündete in einer ersten Analyse des Totalitarismus in der 1956 veröffentlichten Essay *Le totalitarisme sans Stalin* – der Totalitarismus ohne Stalin. Obwohl Lefort damals noch der Vorstellung anhing, es gäbe ein revolutionäres Proletariat, war er doch einer der ersten in der damals vom marxistischen Ideengut geprägten intellektuellen Landschaft Frankreichs, der die theoretische Legitimation der sogenannten Führungsrolle der Kommunistischen Partei in Zweifel zog.

Aber er blieb bei der Kritik des Stalinismus und des orthodoxen Marxismus nicht stehen. Sein Denken entwickelte sich weiter. Nach dem Austritt aus der Gruppe *socialismo barbari* arbeitete Lefort fast fünfzehn Jahre lang an seinem Buch über Machiavelli. In Übereinstimmung mit diesem bedeutenden Denker der italienischen Renaissance hob er die Unbestimmbarkeit des Politischen und insbesondere ihre symbolische Stiftung hervor. Demzufolge ist das Politische niemals nur die Widerspiegelung der Wirklichkeit sondern, was in einer gebenden Gesellschaft als Wirklichkeit gilt, bekommt seine Bedeutung erst durch politische Stiftung. Aus dieser Einsicht in das Wesentliche des Politischen folgt für Lefort, daß das Politische immer historisch ist. Das moderne Gesellschaften prinzipiell offen für das Neue sind und das der Versuch, die Macht real zu verkörpern und dabei ihre symbolische bzw. instituierende Funktion außer Kraft zu setzen, letztenendes in einer totalitären Versuchung endet. Oder, anders ausgedrückt, es gibt zwar Klassenkämpfe oder wie man heute vielleicht sagen würde, grundsätzliche gesellschaftliche Konflikte, doch der Versuch sie im Rahmen einer mit sich selbst identischen Gesellschaftsordnung endgültig aufzulösen führt logischerweise zu einer Despotie, die sich zwar aufgeklärt nennen mag, aber in Wirklichkeit totalitär ist.

Das Wissen um die symbolische bzw. instituierende Funktion des Politischen, ihre Nichtherleitbarkeit aus wissenschaftlichen, ethischen oder moralischen Letztbegründungen veranlassen Lefort dazu, nicht mehr von dem Sozialen sondern dem Sozialgeschichtlichen zu sprechen. Nur wenn man annimmt, daß das Soziale der Gesellschaft eine geschichtliche Form annimmt, kann es gelingen neue politische Ereignisse nicht einfach als Kontinuität vorheriger Gegebenheiten zu verstehen sondern die Veränderungen des Politischen als kontingente historische Ereignisse zu begreifen. Und diese Einsicht führt dazu, die symbolische Funktion des Politischen als einen Raum der Erneuerung zu verstehen. Aus dieser Perspektive sieht Lefort z.B. die Ereignisse des Mai 1968 in Frankreich oder die Entstehung der Neuen Sozialen Bewegungen in Europa oder die Menschenrechtsbewegungen in Mittelost-Europa nicht als logische Folge vorhergehender historischer Erfahrungen sondern als Zeichen der Unbestimmbarkeit der modernen Politik.

Dieser Analyse des Politischen liegt auch Leforts Kritik des Totalitarismus zugrunde. Der Totalitarismus ist eine moderne Erscheinung die nicht mit der klassischen Tyrannei vergleichbar ist. Im Totalitarismus wird die Gesellschaft gewaltsam entdifferenziert oder, um einen deutschen Begriff zu verwenden, sie wird gleichgeschaltet. Die Gründe der Macht, des Rechts und des Wissens werden durch die Partei verkörpert. Diese Partei wiederum beansprucht das wahre Wesen der Gesellschaft zu repräsentieren. Leforts Kritik dieser Anpassung ist am prägnantesten in seinem Buch über Solschenizyns *archipel gulag*, das er nicht nur als literarisches Werk versteht. Dort dechiffriert er die marginäre Welt des Revolutionärs, der sich als Organ und Vollstrecker der Geschichte versteht. Als willenloses Instrument eines imaginären Weltgeistes. Die Figur des Revolutionärs ist die eines bien-pensans, eines, der das Gute denkt, um nicht mehr denken zu müssen. Um die Unbestimmbarkeit der Geschichte und das unvorhergesehene Neue nicht mehr erfahren zu müssen. Diese Analyse des Totalitarismus führt Lefort auch zu einem veränderten Verständnis von Demokratie. Ob er die Anfänge der Demokratie schon im frühen Humanismus, bei Dante z.B., oder in den italienischen Stadtstaaten, in der französischen oder in der amerikanischen Revolution analysiert, daß eigenartige der Demokratie besteht immer darin, daß sie sich im Gegensatz zum Totalitarismus nicht verkörpern läßt. In ihr sind Differenzen, Konflikte, partikulare Interessen nicht nur legitim sondern sogar notwendig. Das bedeutet dann, daß es die Demokratie sowenig gibt, wie es die Revolution gibt. Demokratie ist das Ferment des Neuen. Sie ist ihrem Wesen nach geschichtlich und nicht eindeutig definierbar.

Dabei schließt sich Lefort an Hannah Arendts Gedanken von dem Recht, Rechte zu haben an und fragt nach der Begründung eines solchen Rechtes. Dieses Recht ist weder ein natürliches, noch positives oder gesetztes Recht sondern ein politisch instituiertes Recht. Aber ein solches Recht kann nie ein für allemal fixiert sein. Es kann zur Formalität entarten oder zum unverhüllten Ausdruck gegebener Machtverhältnisse. Aber deswegen kann sich die Demokratie nie ihrer selbst sicher sein. Die Rechte, die ihr zugrunde liegen können als reine Formalie erscheinen, als Tarnung einer gespaltenen Gesellschaft. Die Wissenschaft kann als eine nur ideologische Widerspiegelung der gegebenen Machtverhältnisse konstruiert sein. Kurzum, die Unbestimmbarkeit der Demokratie führt dazu, daß Totalitarismus paradoxerweise als Verwirklichung oder Verkörperung der demokratischen Ideale erscheinen kann. Der Totalitarismus aber scheint am Ende dieses Jahrhunderts ein für allemal erledigt zu sein. Die Demokratie als politische Gesellschaftsform scheint sich dagegen endgültig durchgesetzt zu haben. Aber wer Lefort gelesen hat würde nicht einfach von der Demokratie reden. Auch würde er nicht so ohne weiteres von einer fixen Gesellschaftsform reden. Der Leser Leforts würde fragen. Woher kommt diese Form? Sie kommt von dem Politischen, würde Lefort antworten. Sie ist eine symbolische Stiftung, die auch wieder verloren gehen kann. Und sie geht verloren, wenn die gesplattene, plurale, demokratische Gesellschaft sich zu einer willkürlichen Einheit, einer künstlichen Verkörperung fügen will. Wenn sie ihre Unbestimmbarkeit aufheben und ihre Geschichtlichkeit festschreiben will, wenn die konkrete Politik bzw. der Staat aber mit dem Politischen gleichgesetzt werden, negiert man ihre Geschichtlichkeit, also ihre Veränderbarkeit.

In dem Lefort die Geschichtlichkeit des Politischen betont, verweist er darauf, daß das demokratische niemals gesichert ist. Das eine Welt, in der die Bürger passiv sind und gewonnene Rechte nicht mehr wahrgenommen werden, um neue Rechte zu erwerben, immer wieder in Gefahr ist. In einer solchen Welt verlieren auch die Literatur sowie die Philosophie die Fähigkeit neue Erfahrungen zu vermitteln. Das ist auch ein Grund weshalb Claude Lefort den Vorsitz des französischen Komitees zur Verteidigung Salman Rushdies übernommen hat.

Denn auch die Literatur ist für Lefort, wie für Arendt, eine Auseinandersetzung mit der Wahrheit, dem Unbestimmbaren und Geschichtlichen.

Vor diesem Hintergrund könnte man den politischen und intellektuellen Werdegang Claude Leforts folgendermaßen zusammenfassen. Wenn der Totalitarismus nicht von innen her, d.h. als Verneinung der Unbestimmtheit und der Differenzen, die die Demokratie sozusagen begründen, verstanden und kritisiert wird, dann kann man auch die radikalen Potentiale der Demokratie nicht richtig verstehen. Die auf immer verwirklichte Demokratie gibt es nicht, aber eine sich immer wieder erneuernde Demokratie bleibt unsere Chance, so wie unsere Herausforderung.

Ich gratuliere Claude Lefort.

Dankesworte Antje Vollmer

Ich möchte mich herzlich für diesen, für mich sehr ungewöhnlichen Abend bedanken. Ich möchte mich zunächst bei der Jury bedanken, bei Antonia Grunenberg ganz besonders, weil ich finde, daß Sie mir eine ganz ungewöhnliche Freundlichkeit erwiesen haben – und auch eine große Überraschung. Ich finde, es ist sehr kühn gewesen, jemanden, der ein so großer und wegweisender Theoretiker und Philosoph ist und jemanden, der nichts hat außer der politischen Praxis so zusammenzuführen. Für mich war das aber eine enorme Chance, dem, was Sie sich dabei gedacht haben diese beiden Leute zusammenzuführen, mal nachzugehen - und deswegen hatte ich eine Riesenchance, nämlich Claude Lefort zu studieren. Und dafür möchte ich mich ganz besonders bedanken, weil – ich wäre ja gerne seine Schülerin gewesen. Ich war es aber nicht und das hat genau mit diesen 68er Zeiten zu tun, wo wir zwar, lieber Claude Lefort, den unglaublichen Mut bemerkt und auch bewundert haben, in dem Sie damals schon diese Isolation von den früheren Freunden ausgehalten und gelebt haben. Aber natürlich noch längst nicht soweit waren, außer diesem fast unbewußten

Eindruck einer ganz anderen Form von politischer Existenz, dem nun auch nachzugehen. Aber ich glaube, daß die ersten Stacheln, die einem geholfen haben auch später seinen eigenen Weg zu gehen, daß die von solchen Vorbildern geprägt sind. Und deswegen möchte ich Ihnen, sehr geehrter Claude Lefort, meinen besonderen Respekt für ihr Denken aber auch vielmehr noch für diesen Gestus eines Lebensweges, der bei der eigenen Frage bleibt und verharrt und sie dann auch noch anderen zu erklären imstande ist, nämlich diese Leerstelle der Demokratie auszuhalten und keine Angst vor den Lehren an dieser Leerstelle zu haben, dafür möchte ich Ihnen meinen ganz besonderen Respekt ausdrücken.

Ich möchte mich auch bedanken bei der Noblesse des Senats der Freien Hansestadt Bremen und auch der Heinrich Böll Stiftung. Beides, wie ich weiß, keine reichen Institutionen, daß sie es hinkriegen, trotzdem solche Preise zu stiften und sich selbst und uns allen in dieser guten Stube einen wirklich schönen Abend zu bereiten, an dem man mal nachdenken kann. Ich glaube viele von uns haben sehr selten Gelegenheit so intensiv theoretisch politisch-philosophisch nachzudenken und wenn Sie Herr Scherf das machen, bevor Sie morgen wieder um das Geld der Hansestadt streiten müssen, dann finde ich das besonders schön.

Und ganz besonders möchte ich mich bei Ihnen bedanken, lieber Jiri Gruša – das war schon etwas besonderes - ich vermute, Herr Scherf, Sie haben vielleicht auch deswegen diesen Preis so verliehen, weil Sie genau diese Laudatio hören wollten. Wie schade, daß man nicht eine Regel hat, daß immer Dichter Laudatien halten sollen. Aber, lieber Jiri Gruša, Sie haben ja an zwei Dinge erinnert. Einmal an diese Figur, die mich tatsächlich immer besonders interessiert hat, nämlich die Zwillingiskonstellation. Die Zwillingiskonstellation zwischen Völkern, zwischen Kulturen, aber auch zwischen Tätern und Opfern. Und sie haben die Seite betont, die ja auch richtig ist, daß überhaupt keine Konstellation schwieriger politisch zu gestalten ist und auch in der Tendenz gerade wegen der großen Nähe auch gewalthaltiger und leidenschaftshaltiger ist als die Zwillingiskonstellation. Aber Sie haben eine Sache natürlich dabei vergessen. Es gibt auch keine Konstellation, die wenn sie dann gelingt, glücklicher ist als diese Zwillingiskonstellation. Und natürlich gehören die Situationen, in denen dann das Positive dieser Zwillingiskonstellation, das Gelingende dieser Nähe, passiert, zu den großen und bewegenden Momenten. Wenn Sie nun auf dieses deutsch-tschechische Verhältnis hingewiesen haben, was wir beide erlebt haben, so haben Sie sehr diskret den anderen Teil des Zwilling nicht erwähnt - der Sie selbstverständlich waren - weil, wir konnten ja nur vorankommen. Sie wie ich, weil wir uns gegenseitig genau das interpretieren konnten, was uns aus eigener Erfahrungen nicht zur Verfügung stand. Nämlich die Barrieren auf der anderen Seite, die Mentalitäten, die Codes, die wir nicht verstanden haben. Von daher ist diese Erfahrung, an einer solchen politischen Lösung arbeiten zu können und dann jemand zu finden, der für diese Zeit diese Zwillingssrolle nicht feindselig besetzt, sondern helfend und an der Lösung mitarbeitend, das gehört schon zum Schönsten, was man in der Politik erleben kann. Dafür möchte ich mich auch bei Ihnen nicht nur für diese Laudatio sondern auch für diese politische Erfahrung ganz besonders bedanken.

Eigentlich wollte ich was über die Grünen sagen bei dieser Dankesrede. Doch dazu vielleicht nur einen einzigen Satz. Ich glaube, daß die Grünen tatsächlich, in ihrem positivsten Sinn, etwas mit dem Versuch zu tun haben, nicht mehr antitotalitär und nicht mehr totalitär, sondern posttotalitär Politik zu machen. Jedenfalls in ihrer Bedeutung für die Geschichte dieser Republik, wo es auch wichtig war, daß sie wieder lernt politisch zu sein. Und gleichzeitig sind die Grünen, glaube ich, die Partei, in der die Reste des totalitären, ideologischen Denkens und auch des antitotalitären, übermoralischen, essiatologischen Gestusses gleichzeitig besonders stark verkörpert waren, so daß ich glaube, daß man, was die

Grünen bedeutet haben, nicht unbedingt in der Partei sehen kann. Schon gar nicht in dieser einfachen Aufteilung Realos und Fundis, sondern am ehesten, daß sie etwas bedeuten in diesem Prozeß, in dem sich in der Bundesrepublik *citoenz* herausgebildet haben. Das war notwendig und ich glaube, daß wir ein Stückchen weitergekommen sind in der Herausbildung von diesen *citoenz*, die auch wieder in der Lage sind, das Politische im Politischen, also diese Form von reiner Politik, von der Claude Lefort immer gesprochen hat, ein bißchen zu Personifizieren. Das war jedenfalls immer meine Hoffnung und glaube, daß ist auch das, was uns angetrieben hat, bei allem Rückfall in Totalitäres und Antitotalitäres und Essiatologisches. Das es dieses „etwas mehr“ noch geben sollte in unserem Ansatz und das der nicht unersetzbar ist, sondern in diesem Prozeß der Umwandlung einer Republik zu einer wirklichen Republik eine Rolle spielt.

Und jetzt, lieber Henning Scherf, hatten Sie mir eine Frage gestellt. Die schwierigste, so glaube ich, die man in der heutigen Debatte jemanden stellen kann. Wobei Sie mich besonders erwischt haben, weil ich nämlich zu dieser ganzen Mahnmalgeschichte, die ja auch ein Stückchen mit dem Selbstverständnis dieser Republik zu tun hat, in der ganzen Zeit seit diese Debatte läuft nicht ein einziges Wort gesagt habe. Mich jetzt herauszufordern, dazu etwas zu sagen ist schon besonders kühn, denn ich wollte es wirklich nicht.

Warum? Also gerade in dieser Debatte hatte ich ganz von Anfang an, fast wie in einem Film, das Gefühl, daß ich wüßte, wie es ablaufen würde. Nämlich genau auf dieses unsäglich Unsäglich hin, wo ich denke, daß man sich inzwischen in diesem Wirrwarr von Mißverständnissen und Kränkungen und falschen Bildern fast überhaupt nicht mehr auskennt. Also erwarten Sie von mir jetzt keine Entscheidung. Aber vielleicht ist genau diese Anfrage symbolisch für das, was man von Claude Lefort und eben auch von Hannah Arendt lernen kann. Interessant ist ja, wir haben heute nachmittag darüber gesprochen, dieses Phänomen, daß die Täter über ihre Tätergeschichte ganz ungeheuer sprachlos und auch bilderlos sind. Das ist, glaube ich, der Kern dessen, warum uns das passende Bild für die Tätergeschichte und die Form, in der sie auch Trauer ausdrücken könnte, so schwer fällt. Das ist das eine Phänomen, was man feststellen kann. Auf der anderen Seite gibt es sehr wohl die enorme Sprachfähigkeit der Opfer. Und das uns gerade auf unsere Schwierigkeit dafür eine richtige Sprache und ein richtiges Bild zu finden ausgerechnet die Choas-Stiftung von Spielberg angeboten wurde, um uns sozusagen aus dieser Sprachlosigkeit zu helfen, mit dieser nun sehr symbolischen Form der 50.000 Sprachen der Opfergeschichten, daß, finde ich, ist schon eine ganz eigenartige Konstellation, die sich in dieser Debatte hergestellt hat. Auch das kann man an der Geschichte von Hannah Arendt sehen. Sie war in der Lage sowohl über den Totalitarismus zu sprechen als auch seinen Motiven nachzugehen. Was ja ein ganz unglaubliches Phänomen ist, aber gelegentlich auftaucht, daß eben die Opfer sich für die Geschichte der Täter viel mehr interessieren als umgekehrt.

Das feststellend, glaube ich, daß wir doch inzwischen ein paar Schritte weiter sind. Nämlich erstens, wir haben die Leerstelle festgehalten. Übrigens auch im Koalitionsvertrag. Es ist nichts festgehalten, aber es ist festgehalten, wo dieses Mahnmal stehen soll. Nämlich mitten im Zentrum der neuen Hauptstadt und damit mitten im Zentrum der Republik. Und das ist schon auch eine Besetzung des Symbolischen und eine Definition der Aufgabe, wie diese Leerstelle zu füllen ist. Und zweitens haben wir den Ort, wo über dieses Thema diskutiert wird, festgehalten – das Zentrum der Demokratie. Nicht mehr das Feuilleton, nicht mehr die Medien, nicht mehr die großen Polemiken zwischen den Protagonisten sondern das Parlament. Das sind zwei Schritte, glaube ich, in die richtige Richtung. Und ich kann nur sagen, ich glaube, daß wir an dieser Leerstelle und an diesem demokratischen Ort, und nach der Vorgeschichte der Sprachbilder und Lösungsangebote, die Lösung finden werden. Und sie

wird nicht das Eine und nicht das Andere sein. Ich glaube, daß wir noch etwas die Zeit aushalten müssen und das wir keine Angst haben sollten, daß wir so viel Zeit brauchen, um an diesem Punkt zu einer Lösung zu kommen. Die Zeit, die wir uns nehmen, ist das Politische überhaupt. Danke schön.

Dankesworte Claude Lefort

Heute abend, hier in Bremen, in Deutschland, diesen Hannah-Arendt-Preis zu empfangen ist eine Ehre, die über meine Person hinausgeht. Dieser Preis ist für mich eine besondere Ehre auch deswegen, weil es wirkliche Kenner des Werkes von Hannah Arendt sind, die die Wahlverwandtschaft zwischen ihr und mir erkannt haben und die in der Person von Hannah Arendt gesehen haben, daß ich sie seit langem verehere und in meinem Werk versuche fortzusetzen. Ich bin sehr bewegt, weil ich nicht nur eine besondere persönliche aber vor allem politische Beziehung mit Hannah Arendt habe, mich aber bisher, und das zeigt auch unsere Wahlverwandtschaft, nicht als Philosoph oder Soziologe oder Politologe oder Historiker habe definieren können.

Ich habe versucht, den Ort des Politischen zu bestimmen. In dem ich den Ort des Politischen suchte, habe ich gesehen, daß die Dimension des Politischen in allen Bereichen zu spüren ist,

ob es die Kultur oder die Literatur usw. ist. Mein Freund Dick Howard hat vorhin schon zu verstehen gegeben, daß die Beziehung, die Hannah Arendt zur Literatur und zur Poesie hatte auch für mich wesentlich ist. Es ist für mich auch ein bewegendes Ereignis, weil es zum zweiten Mal geschieht, daß ein französischer Autor den Hannah-Arendt-Preis erhält. Das war vor zwei Jahren mein guter Freund Francois Furet, der den Hannah-Arendt-Preis bekommen hat.

Ich sehe darin das Zeichen einer Verbindung zwischen den Forschungen, die in Deutschland und Frankreich auf diesem Gebiet gemacht werden. Es ist das verbindende Zeichen einer Sensibilität, die eine neue Herangehensweise an das Politische und Demokratie sucht. Die Demokratie ist ja eine andere Sache als ein Verfassungsregime oder rechtlich-politisches System. Die Demokratie impliziert einen Stil der Existenz, ja Koexistenz, der den Konflikt aber auch die gegenseitige Anerkennung einschließt.

Der letzte Grund warum ich besonders glücklich bin den Preis zu empfangen ist, daß die Jury den Preis zwischen Frau Vollmer und mir geteilt hat. Hier ist die Nachbarschaft, die Nähe, von zwei Persönlichkeiten französischer und deutscher Kultur voll anerkannt. Ich möchte Ihnen, Frau Vollmer, sagen, daß ich bewegt bin, durch das Interesse, daß Sie meinen Texten entgegengebracht haben. Frau Vollmer ist nicht nur für ihre Veröffentlichungen bekannt sondern ist auch politisch Handelnde und somit für mich ein besonderes Verdienst.

Dick Howard hat vorhin auf den Umstand angespielt, daß ich lange über das Werk von Machiavelli gearbeitet habe. Was ich an ihm bewundere ist nicht nur seine Reflexion über politische Regime und die Arten der Regierung sondern auch seine Konzeption des politischen Lebens. Machiavelli, der zugleich ein so diskreditierter Autor ist, zeigt sehr gut, daß es etwas ganz Verschiedenes ist, ein politisch Handelnder in einer Monarchie, einer Tyrannei oder einer Republik zu sein. Er zeigt, daß die Republik eine Verschiedenheit der Aktion eröffnet, die unvergleichlich ist. Im besonderen zeigt er, daß eine Republik nicht fortbesteht, wenn sie nicht die Möglichkeit zu Initiativen bieten würde, die entweder das Gesetz oder die Regierung nicht vorsehen. Die Größe eines politisch Handelnden liegt darin, die *virtue*, von der Machiavelli spricht, zu besitzen und in der Konfrontation mit der Notwendigkeit und der *fortuna*. Und alles, was ich von Frau Vollmer weiß ist, daß sie par excellence die *virtue* besitzt.

Und dem Bürgermeister, der Jury des Hannah-Arendt-Preises und allen Anwesenden möchte ich Dank sagen.